

Hilde Weiss · Philipp Schnell
Gülay Ateş *Hrsg.*

Zwischen den Generationen

Transmissionsprozesse in Familien
mit Migrationshintergrund



Springer VS

Zwischen den Generationen

Hilde Weiss • Philipp Schnell
Gülay Ateş (Hrsg.)

Zwischen den Generationen

Transmissionsprozesse in Familien
mit Migrationshintergrund

Herausgeber

Prof. Dr. Hilde Weiss
Universität Wien, Österreich

Gülay Ateş
Universität Wien, Österreich

Philipp Schnell
Österreichische Akademie der
Wissenschaften
Wien, Österreich

ISBN 978-3-658-03122-0
DOI 10.1007/978-3-658-03123-7

ISBN 978-3-658-03123-7 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Lektorat: Dr. Cori Antonia Mackrodt, Katharina Gonsior

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

Einleitung: „Wie die Eltern, so die Kinder?“ Zur Bedeutung familiärer Transmission im gesellschaftlichen Integrationsprozess	7
<i>Hilde Weiss/Philipp Schnell/Gülay Ateş</i>	

I. Sprache, Werte, Religion: Ethnische Identitäten im Mainstream

Eine Sprache und ein Pass als Erbe: Mehrsprachigkeit bei Enkelkindern von ImmigrantInnen in der Schweiz	23
<i>Chantal Wyssmüller/Rosita Fibbi</i>	

Intergenerationale Werteähnlichkeit, Distanz zu gesellschaftlichen Mainstream-Werten und subjektives Wohlbefinden von MigrantInnen	49
<i>Andreas Hadjar/Klaus Boehnke/Ariel Knafo/Ella Daniel/ Anna-Lena Musiol/David Schiefer/Anna Möllering</i>	

Der Wandel religiöser Glaubensgrundsätze in muslimischen Familien – Säkularisierungstendenzen bei der 2. Generation?	71
<i>Hilde Weiss</i>	

Religiöse Praktiken bei muslimischen Familien: Kontinuität und Wandel in Österreich	95
<i>Gülay Ateş</i>	

Transmission von Partnerpräferenzen bei muslimischen Familien in Österreich	113
<i>Philipp Schnell</i>	

II. Projekt Migration: Statusgewinn, Überwindung von Armut oder Stagnation?

Die intergenerationale Weitergabe von Armut bei MigrantInnen
zweiter Generation 137

Petra Böhnke/Boris Heizmann

„Sie wollten nur das Beste für uns!“ Intergenerationale
Transmissionsprozesse in Migrationsfamilien mit
Trennungserfahrungen von Eltern und Kindern 167

Thomas Geisen

III. Familienbeziehungen und Kommunikation: Brüche und Kontinuitäten zwischen den Generationen

Transmission und Wandel in mehrgenerationalen Migrationsfamilien 195

Ursula Apitzsch

Die Bedeutung islamisch-religiöser Alltagspraktiken für weibliche
Bildungsverläufe – ein Dreigenerationenvergleich 217

Canan Korucu-Rieger

Die Eigenlogik traditionaler Sozialbeziehungen und ihre Folgen
für intergenerationale Transmissionsprozesse 243

Matthias Jung

Einleitung: „Wie die Eltern, so die Kinder?“ Zur Bedeutung familiärer Transmission im gesellschaftlichen Integrationsprozess

Hilde Weiss/Philipp Schnell/Gülay Ateş

1. Warum Familie und Generationen?

Die Zuwanderung von MigrantInnen hat in den letzten Jahrzehnten europäische Gesellschaften hinsichtlich der sozialen und kulturellen Zusammensetzung verändert. Ein stetig wachsender Teil der Bevölkerung in Europa setzt sich aus Personen mit sogenanntem Migrationshintergrund zusammen. Nationale Politiken in Europa ziehen inzwischen auf strikte Restriktionen ab, indem MigrantInnen insbesondere vor dem Hintergrund demografischer Entwicklungen und der Arbeitsmarktlage bedarfsgerecht (z. B. durch Vorrang für Hochqualifizierte, Modelle saisonaler Migration) ausgewählt und deren Zuwanderung geplant werden sollen. Trotz des Wandels der Wanderungsphänomene – von dauerhafter Niederlassung zu temporärer und zirkulärer Migration – ist die Kontinuität der „großen“ Fragen, die schon zu Beginn der großen Wanderungen, in der Phase der Industrialisierung die Forschung beschäftigten, erstaunlich: Wie und warum werden Entscheidungen zum Verlassen des Heimatlandes von Einzelnen, Familien oder Gruppen getroffen? Wie gestaltet sich die Inkorporation der Zugewanderten und deren Nachfolgegenerationen in die jeweilige nationale Gesellschaft? Wie und warum bilden sich dauerhafte Kontakte zwischen MigrantInnen und Zurückgebliebenen, zwischen dem Herkunfts- und Ankunftsland? Trotz der stark zugenommenen transnationalen Mobilität vieler BürgerInnen Europas, haben sich die Diskurse über die Integration der „Fremden“, über die kulturelle und nationale Identität und Konflikte, z. B. über Sprachverhalten, kulturelle Gewohnheiten oder räumliche Muster der Zugewanderten und der folgenden Generationen, wenig geändert (Lucassen 2005). Auch in den Sozialwissenschaften sind die theoretischen Entwürfe – etwa zum Verlauf einer sequenziellen Eingliederung und Identitätsneubildung der ZuwanderInnen (zwischen „Assimilation“ und „Marginalisierung“) oder Konzepte wie kultureller Pluralismus, Akkulturation, Inkorporation, forschungsleitend geblieben.

Was also kann dann dieser Band – vor dem Hintergrund zahlreicher detaillierter Fallstudien, nationaler Untersuchungen, Forschungsspezialisierungen innerhalb der Migrationsforschung und Methodenvielfalt – leisten? In diesem Buch wird eine breite Palette von Forschungsthemen präsentiert, deren gemeinsamer Fokus die Familie als wichtige und komplexe Einheit der Analysen ist. Die Beiträge untersuchen Generationenbeziehungen und familiäre Transmissionsprozesse im sozioökonomischen Bereich (Armut), im Bereich der Sprache, der Bildung und Mobilität, im Bereich der Heirat und Kontakte, Werte, Tradition und Religion. Die Beiträge überwinden Interpretationen der individuellen Ebene und geben Einblick in die innerfamiliären Mechanismen und Prozesse, in deren Rahmen sich Persistenz und Wandel der zuvor genannten Themen abbilden. Der Wandel zwischen den Generationen nimmt eine strategische Schlüsselstellung ein und ermöglicht es, Langzeit-Effekte der Einwanderung in der Aufnahmegesellschaft aufzudecken und theoretische Überlegungen zum Integrationsverlauf zu überdenken.

Die aus den USA stammende Assimilationstheorie (Gordon 1964; Park 1928) wird heute hinsichtlich ihrer Gültigkeit von verschiedenen Seiten, pro und contra, diskutiert (Alba und Nee 2004; Crul und Thomson 2007; Esser 2004; Portes 1997). Auch wenn sie den Gegebenheit der globalisierten Moderne nicht mehr entsprechen mag, und die Erfahrungen der zweiten Generation, besonders in Europa, heute andere sind, so ist es nicht nur der soziale Wandel, der diese „abstrakte Version“ (Portes 1997) eines typischen, linearen Verlaufs von Adaptation in Frage stellt. So wird einerseits in vielzähligen Studien die Bedeutsamkeit des „Projekts Migration“ als ein generationenübergreifendes, die Familie umfassendes, gemeinsames Unterfangen mit dem Ziel der ökonomischen Besserstellung geschildert, und gleichzeitig eine hohe Wertestabilität bei den Kindern diagnostiziert. Bildungsaufstieg und berufliche Mobilität führen nicht unbedingt dazu, dass dadurch Traditionen, kulturelle und sprachliche Gewohnheiten von den Kindern rasch vergessen und abgelegt werden (Alba und Nee 2003). Da die Familie im Leben der MigrantInnen auch primäres Solidarsystem ist, blieb die Wirksamkeit der familiären Wertetransmission ein lange unterschätzter Faktor. Wie die hier präsentierten, thematisch verschiedenen Studien eindrucksvoll belegen, hat die Sozialisation in der Familie auf vielfältige, oft unerwartete Weise Auswirkung auf die Lebenspläne und Lebensstile der Kinder. Die Studien weisen immer wieder auf die Ambiguitäten in den Biographien und Entwicklungen der zweiten Generation hin.

Die Forschungen der letzten Jahre haben immer mehr Fragen aufgeworfen, die früher kaum gestellt wurden, da man davon ausging, dass die sozio-ökonomische Integration den Integrationsweg, hin zur kulturellen Integration, in Gang

setzt und erschließt (Esser 2001). So stehen heute viele Fragen im Raum, die durch den Blick auf die Familien und ihrer Lebenskontexte erhellt werden können: Warum ist auch unter Mädchen der zweiten Generation mit hohem sozialen Status die Aufrechterhaltung traditioneller Familienwerte zu finden? Warum sind traditionelle Wertorientierungen und Verhaltensmuster (etwa Religion, innerethnische Heirat) auch bei Angehörigen der zweiten Generation zu registrieren, die nach strukturellen, aber auch kulturellen Gesichtspunkten (gute Ausbildung, Beruf, Sprachkenntnisse) gut integriert zu sein scheinen?

Dadurch werden aber auch Fragen über das Selbstverständnis der modernen Gesellschaft, über die Bedeutung kultureller Merkmale in der Moderne, neu aufgeworfen. Welche Identitätskonstruktionen sind für MigrantInnen heute denkbar? Worauf beruhen Geltungsansprüche kollektiver (nationaler, religiöser) Identitäten in der modernen Gesellschaft?

Gegenwärtig richtet sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung primär auf strukturelle Aspekte der Integration von MigrantInnen und ihren Kindern, wie die Arbeitsmarkteteiligung und Bildungspartizipation von MigrantInnen und deren Kindern in europäischen Gesellschaften. Zahlreiche Studien befassen sich insbesondere mit Integrationsverläufen und „Integrationserfolgen“ der zweiten Generation, und obschon diese generell in einem Spannungsfeld zwischen der in ihrer Familie tradierten „Herkunftskultur“ und der außerfamiliären Umwelt in der Mehrheitsgesellschaft gesehen wird, werden die Familie und die Rolle der Elterngeneration dabei zumeist nur als „Hintergrundvariable“ betrachtet und dienen lediglich der Beschreibung der sozioökonomischen Herkunft. Deutlich weniger wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtet sich hingegen auf die innerfamiliären Vorgänge in MigrantInnenfamilien und den konkreten Transmissionsprozessen von Ressourcen und Werten zwischen der ersten Generation und den Nachfolgegenerationen (Foner 2009).

2. Die Beiträge in diesem Band

Indem die Beiträge dieses Buches innerfamiliäre Transmissionsprozesse in Familien mit Migrationshintergrund in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken, soll die „Blackbox Familie“ geöffnet werden. Hierbei stehen neben dem Wandel auch die Kontinuität in der Weitergabe von Werten, Einstellungen und Normen und die damit einhergehenden emotionalen Bindungen und Beziehungsgefüge im Vordergrund. Darüber hinaus zeigen einige der Beiträge, wie intergenerationale Dynamiken die Konturen der Lebenswege und Erfahrungen der Nachfolgegenerationen von MigrantInnen bestimmen und in hohem Maße die individuellen

Lebensverhältnisse und Chancen außerhalb des Elternhauses beeinflussen. Die hier präsentierten Forschungen liefern eine ausgewogene Verbindung von quantitativen und qualitativen Fallstudien. Viele der quantitativen Beiträge überwinden bisherige Schwierigkeiten in der empirischen Forschung zu innerfamiliären Beziehungen durch die Verwendung von sogenannten Eltern-Kind-Dyaden Daten (Generationen-Paare). Mit Hilfe von Dyaden Daten können explizite Aussagen über kausale Zusammenhänge in Bezug auf die Weitergabe zwischen Eltern und Kindern in MigrantInnenfamilien getroffen werden. Die qualitativen Fallbeispiele geben einen tiefen Einblick in die komplexen Prozesse individueller Abwägung von Präferenzen und in Bedeutungszusammenhänge. Alle Kapitel sind – per Definition – komparativ, indem sie Einstellungen, Werte und Positionen zwischen der ersten und zweiten (sowie teilweise der dritten) MigrantInnen-generation vergleichen. Dieses Forschungsdesign wird von manchen AutorInnen noch erweitert, indem sie innerfamiliäre Prozesse über Länder, Zeitpunkte und/oder Herkunftsgruppen hinweg analysieren.

Insgesamt lassen sich die Beiträge dieses Buches, trotz einiger thematischer Überschneidungen, in drei große Themenkomplexe einteilen. Die ersten fünf Kapitel widmen sich der intergenerationalen Transmission von *Sprache, Werten und Religion* und beleuchten *ethnische Identitäten* der zweiten und dritten Generation in Relation zum gesellschaftlichen „Mainstream“. Der *erste Beitrag* innerhalb dieses Themenkomplexes von *Chantal Wyssmüller und Rosita Fibbi* fragt nach bestehenden Mustern der Mehrsprachigkeit bei Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz. Sprechen die Enkel der italienischen und spanischen ArbeitsmigrantInnen, die in den 1950er und 1960er Jahren in die Schweiz eingewandert sind, noch die Sprache ihrer Großeltern? Hatten bzw. haben die Eltern und Großeltern dieser Jugendlichen den Wunsch, ihre Herkunftssprache an die Kinder der dritten Generation weiterzugeben? Welche Strategien verfolg(t)en sie zu diesem Zweck? Um Prozesse der sprachlichen Transmission abzubilden, wurden insgesamt 32 Familien italienischer und spanischer Herkunft, wohnhaft in den Agglomerationen Basel und Genf, interviewt. Pro Familie gab jeweils ein/e VertreterIn der ersten, zweiten und dritten Generation Auskunft über das jeweilige Sprachverhalten (insgesamt 96 Interviews). Die empirischen Ergebnisse zeigen, dass trotz heterogener familiärer und individueller Ausgangslagen und Rahmenbedingungen ein breites Ausprägungsspektrum der Herkunftssprache (Sprache ihrer Großeltern) unter den befragten Jugendlichen der dritten Generation besteht. Zwar nimmt der Sprachgebrauch der Herkunftssprache tendenziell mit jeder Generation ab, allerdings nicht zugunsten von Einsprachigkeit in der Lokalsprache. Vielmehr beobachten die Autorinnen einen soliden und funktionalen

Bilingualismus in der dritten Generation. Gleichzeitig identifiziert der Beitrag entscheidende Faktoren und deren Wirksamkeit, welche die Stabilität des Sprachgebrauchs innerhalb der dritten Generation beeinflussen. Dazu zählen familienbezogenen Faktoren, wie die räumliche Nähe, Engagement der Großeltern bei der Betreuung der Enkelkinder, die Sprachkonstellation in der Kernfamilie und/oder die transnationalen Beziehungen und Aktivitäten, die Großeltern und Eltern mit dem Herkunftsland verbinden. Funktionaler Bilingualismus der dritten Generation festigt sich allerdings vor allem auch durch extra-familiale Kontextfaktoren, wie kostenloser Herkunftssprachen-Unterricht, Fremdsprachunterrichtsangebot postobligatorischer Bildungsgänge bis hin zur Existenz konkreter Gelegenheiten im Alltag. Beide Faktorengruppen sind unabdingbar für einen soliden Bilingualismus in der dritten Generation.

Intergenerationale Werteähnlichkeit, d. h. eine geringe Distanz zwischen den Wertprioritäten der Eltern und der Kinder, von Familien der Mehrheit einer Gesellschaft und Familien mit einem Minderheitenstatus steht im *zweiten Kapitel* im Mittelpunkt der Betrachtung. *Andreas Hadjar und Ko-AutorInnen* untersuchen, inwieweit Eltern-Kind-Werteähnlichkeit und subjektives Wohlbefinden – als Ausdruck erfolgreicher Integration – bei Familien mit und ohne Migrationshintergrund verknüpft sind. Die entsprechenden Zusammenhänge wurden an einer israelischen und einer deutschen Stichprobe vergleichend untersucht. Zur Betrachtung der intergenerationalen Werteähnlichkeit ziehen die AutorInnen alle Dimensionen des Wertekreises nach Schwartz (1992) heran. In den Ergebnissen deutet sich an, dass bei Familien der Mehrheitsgesellschaft eine höhere intergenerationale Werteähnlichkeit mit einem höheren subjektiven Wohlbefinden der Kinder verbunden ist. Dies gilt für Deutschland und Israel. Differentielle Befunde zeigen sich im Falle der Wertedistanz zur Mainstream-Gesellschaft: Während in Deutschland eine höhere Wertedistanz zum gesellschaftlichen Wertemainstream bei Migrations-/Minderheitengruppen nicht mit einem geringeren Wohlbefinden verbunden ist, zeigt sich in Israel für diese Gruppen ein enger negativer Zusammenhang zwischen der Distanz zwischen familialen Werten und Mainstream-Werten auf der einen Seite und dem subjektiven Wohlbefinden des Kindes auf der anderen Seite.

In den öffentlichen Diskursen wird die Zuwanderung zunehmend unter dem Aspekt kultureller Konflikte thematisiert und besonders muslimische MigrantenInnen stehen im Blickfeld normativer Integrationsdiskurse. Auch die folgenden Beiträge von Hilde Weiss, Gülay Ates und Philipp Schnell befassen sich mit der Transmission religiöser Einstellungen und religiöser Verhaltensweisen im Gene-

rationenverlauf. Die Ergebnisse basieren auf einer standardisierten Befragung von 363 Eltern-Kind-Paaren muslimischer Familien in Österreich.

Im Fokus des *dritten Beitrags* von *Hilde Weiss* steht der intergenerationale Wandel von Religiosität, die hier unter dem Aspekt untersucht wird, ob und unter welchen Bedingungen „strenge“ religiöse Grundsätze von der zweiten Generation übernommen werden. Eine Einstellungsskala erfasst die religiöse Haltung zwischen den Polen konservativ-orthodox und offen-säkular, indem sie ein Spektrum von speziellen Glaubensinhalten bis hin zu religionsbezogenen Normen, etwa bezüglich Sexualität, Geschlechterbeziehungen oder des Umgangs mit Andersgläubigen, umfasst. Es zeigt sich, dass die Verbindlichkeit der religiösen Normen am deutlichsten in lebensnahen Bereichen individueller Freiheiten schwächer wird, während andere religionspezifische Glaubenssätze durchaus stabil sind. Damit bestätigt sich die These von Gans (1994), dass sich Wandel zumeist an der Erosion streng orthodoxer Gebote abzeichnet, während andere religiöse Dimensionen weiterhin zwischen den Generationen weitergegeben werden. Insgesamt erweist sich die religiöse Einstellung der Kinder stark vom elterlichen Milieu und der religiösen Erziehung beeinflusst. Anders als in manchen europäischen Ländern wird in dieser Österreichischen Untersuchung jedoch keine „Re-Islamisierung“ der zweiten Generation festgestellt. Das durchaus starke Gefühl, in der österreichischen Gesellschaft nicht anerkannt und diskriminiert zu werden, stärkt zwar das religiöse Bewusstsein, wirkt sich jedoch vor allem auf das Zugehörigkeitsgefühl zur österreichischen Gesellschaft negativ aus.

Gülay Ateş wirft im *vierten Kapitel* die Fragen auf, welche Rolle die Familie als religiöse Sozialisationsinstanz einnimmt. Auf welchem Niveau und welche religiösen Riten in der Familie praktiziert und weitergegeben? Und wie sehr wird auf religiöse Institutionen zurückgegriffen? Einen interaktionsgeleiteten Theorieansatz aufgreifend wird mittels der befragten Eltern-Kind-Paare muslimischer Religionszugehörigkeit ein rekursives Pfadmodell gezeichnet. Hierbei werden zuerst Einblicke in die Weitergabe religiöser Praktiken, wie Beten, Fasten und Moscheebesuche, innerhalb der in Österreich lebenden muslimischen Familien gegeben. Im nächsten Schritt wird analysiert, welchen Stellenwert die unterschiedlichen religiösen Sozialisationsagenten „Familie“ und „Moscheevereine“ einnehmen können. Die Ergebnisse zeigen, dass bei nicht praktizierenden Eltern sich auch die Kinder keinem religiösen Verhalten zuwenden (Fend 2009). Anders als in der Öffentlichkeit oft angenommen wird, haben Moscheevereine nur einen marginalen Einfluss auf die eigene religiöse Praxis (und zeigen auch keinen Einfluss auf die Familie). Eine Weitergabe von religiösen Praktiken ist eng mit den innerfamiliär gelebten Ritualen seitens der Eltern verbunden. Auf der an-

deren Seite weisen aber genau diese religiösen Familien die größten Dynamiken innerhalb der Generationen auf.

Im *fünften Kapitel* schließt *Philipp Schnell* an die Diskussion um den religiösen Wandel innerhalb der muslimischen zweiten Generation in Österreich an, indem er Präferenzen für inner-muslimische Partnerschaften in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Wenn die Religiosität der zweiten Generation in Österreich im Bereich sozialer Beziehungen und individueller Lebensstile an Bedeutung verliert (Vgl. die Beiträge von Weiss und Ateş in diesem Band), nimmt dann auch die Effektivität im Transfer von Präferenzen für inner-muslimische Partnerschaften zwischen den Generationen ab? Für wie wichtig erachten es MuslimInnen der zweiten Generation in Österreich, dass ihre PartnerInnen ebenfalls muslimisch sind? Welche Rolle spielt das außerfamiliäre Umfeld in der Entwicklung von Partnerwahlpräferenzen für die zweite Generation? Diesen Fragen folgend werden theoretische Erklärungsansätze der vertikalen und horizontalen Transmission für die Entstehung von gleichreligiösen Partnerschaftspräferenzen herangezogen und anhand von empirischen Daten aus dem Projekt „Muslimische Familien im Wandel“ für Österreich empirisch überprüft. Die Ergebnisse zeigen, dass auch Präferenzen für gleichreligiöse Partnerschaften im Generationenvergleich tendenziell abnehmen. Andererseits sind die Präferenzen für inner-muslimische Partnerschaften zwischen den Generationen deutlich stabiler als in anderen religiösen Bereichen, was auf eine besonders starke innerfamiliäre Transmission zurück zu führen ist. Die Ergebnisse zeigen auch deutliche Unterschiede in der Bedeutsamkeit von inner-muslimischen Partnerschaften zwischen MuslimInnen der zweiten Generation türkischer und ex-jugoslawischer Herkunft, welche primär auf den unterschiedlichen Grad der Einbettung in nicht-muslimische Freundschäftsnetzwerke zurück zu führen sind.

Der zweite größere Themenkomplex innerhalb dieses Buches umfasst zwei Beiträge, die beide auf unterschiedliche Art tiefer gehende Einblicke in das familiäre „Projekt Migration“ geben. Im Mittelpunkt beider Kapitel stehen Fragen nach dem *Statusgewinn*, *Überwindung von Armut oder Stagnation im Generationenverlauf*. Eröffnet wird dieser Themenkomplex durch das *sechste Kapitel*, welches den Fokus auf die Reproduktion von sozialer Ungleichheit und Armutslagen in Familien mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland richtet. Basierend auf Daten des Sozio-Ökonomischen Panels analysieren *Petra Böhnke* und *Boris Heizmann* das Ausmaß des Zusammenhangs zwischen Armut im Jungendalter und der gegenwärtig erlebten Armut über einen Zeitraum von 27 Jahren. Eingebettet in Sozialisations- und Migrationstheorien beleuchten die AutorInnen, wie aussagekräftig Faktoren des Aufwachsens und andere elterliche Merkmale im Ver-

gleich zum gegenwärtigen sozio-ökonomischen Status der Nachkommen für das Verständnis ihrer aktuellen Armutslage sind. Die Ergebnisse belegen zum einen, dass die intergenerationale Weitergabe von Armutsrisiken sowohl für Personen mit als auch für Personen ohne Migrationshintergrund bestehen und bestätigen eine anhaltende Reproduktion von Einkommenspositionen über Generationen hinweg. Andererseits belegen die Ergebnisse unterschiedliche Vermittlungsmechanismen bei Personen ohne und mit Migrationshintergrund, welche die intergenerationale Transmission von Armut in Deutschland erklären. Für Personen ohne Migrationshintergrund übersetzt sich die jugendliche Armutserfahrung im elterlichen Haushalt ganz wesentlich in eine eigene unvorteilhafte Arbeitsmarktanbindung, die ein Einkommen unterhalb der Armutsschwelle nach sich zieht. Für MigrantInnen der zweiten Generation hingegen kann ein stärkerer und vor allem eigenständiger Einfluss des Aufwachsens in Armut auf ihre gegenwärtige Armutslage nachgewiesen werden. Dieser bleibt auch dann bestehen, wenn ihr aktueller Bildungsstatus, die Arbeitsmarktanbindung, Haushaltszusammensetzung und Nationalität berücksichtigt werden. Damit ist der Zusammenhang zwischen Aufwachsen in Armut und einer aktuellen Armutslage (und damit deren Reproduktion) für Nachkommen stärker als für Personen ohne Migrationshintergrund.

In dem *siebten Beitrag* stellt *Thomas Geisen* unter dem Titel „Sie wollten nur das Beste für uns“ das Thema transnationaler Familienbeziehungen in den Mittelpunkt. Die migrationsbedingte Trennung zwischen Eltern und Kindern in der Phase der frühen und schulischen Sozialisation der Kinder stellt die Problematik der Weitergabe des „Projekts Migration“ durch die Pionier-Generation an die zweite Generation zur Diskussion. In den qualitativen Untersuchungen werden die unterschiedlichen Strategien herausgearbeitet, die Eltern entwickeln, um die Weitergabe ihrer Ziele – sei es sozialer Aufstieg oder die Weitergabe spezifischer Werte und Traditionen des Herkunftslandes – zu realisieren. Es werden einerseits spezifische biografische Sequenzen, die mit schmerzhaften Trennungserfahrungen verbunden sind, herausgearbeitet, andererseits aber auch unterschiedliche Strategien und Ziele der Eltern hinsichtlich der in Kauf genommenen Trennungssituationen aufgezeigt. Dabei fällt der Blick auf die in den klassischen Integrationstheorien wenig beachteten Situationen einer oft lange andauernden Trennung zwischen den Generationen und zeigt die Krisen und Ambivalenzen auf, die sich für Eltern und Kinder aus diesen zwiespältigen Lebenssituationen entwickeln. Anhand ausgewählter Fallstudien werden zwei konträre Kontexte intergenerationaler Transmission untersucht: zum einen, wenn Eltern ihre Kinder im Herkunftsland bei Betreuungspersonen (Eltern) zurücklassen, zum anderen, wenn Eltern ihr Kind für längere Zeit zu einer Betreuungsperson ins Herkunftsland schicken. Damit

wirft auch dieser Beitrag ein Licht auf oft ausgeblendete Problemzonen, wenn es um Integrationsdiskurse in der Mehrheitsgesellschaft geht. Es werden wesentliche Fragen aufgeworfen, etwa welche Bedeutung dem Integrationskonzept unter der Bedingung transnationaler Mobilität zukommt, wie Familien selbst ihre „Integrationsziele“ und innerfamiliären Perspektiven bestimmen und wie sich diese Zielsetzungen im intergenerationalen Transmissionsprozess gestalten.

Der letzte Themenbereich beschreibt *Familienbeziehungen und innerfamiliäre Kommunikation* und damit *Brüche und Kontinuitäten zwischen den Generationen*. Die drei folgenden Beiträge legen den Fokus auf andere bzw. neue Formen von Tradition, die aufgrund des Migrationskontextes im intergenerationalen Verlauf einen raschen Wandel vollzogen haben. In diesem Sinn untersucht das *achte Kapitel* intergenerationale Transmissionsprozesse von Werten, Rollen und Normen zwischen Generationen und zwischen den Geschlechtern in Familien mit Migrationserfahrung in Deutschland. *Ursula Apitzsch* erforscht anhand biographisch-narrativer Interviews aus dem Großraum Frankfurt mit Mitgliedern mehrerer Generationen nach Deutschland eingewanderter Familien aus Südeuropa, der Türkei und Nordafrika den Wandel von Geschlechterbeziehungen und -normen sowie die Besonderheiten transnationaler Familienkooperationsnetzwerke. Die Autorin skizziert anhand ihres empirischen Materials, wie die Migrationsfamilie sich im Verlaufe des Migrationsprozesses im Übergang zwischen verschiedenen sozialen und kulturellen Systemen selbst verändert und wie transnationale Kooperationsformen über die Generationen hinweg tradiert und neu gebildet werden. Besonders im Mittelpunkt steht die Aushandlung von patriarchalen Autoritätsstrukturen im Gegensatz zu neuen, eher egalitären Kooperationsformen. Die Ergebnisse zeigen, dass bei jungen Frauen in drei Generationen eine Übereinkunft mit wichtigen Normen der Ankunftsgesellschaft besteht, vor allem hinsichtlich der Erwartung der Vereinbarkeit von beruflichem Aufstieg und Familiengründung. Umgesetzt wird diese Erwartung allerdings oft transnational und nicht ausschließlich in der Ankunftsgesellschaft. Apitzschs' Resultate stehen konträr zu der Alltagserwartung einer über höchstens drei Generationen zu erbringenden Assimilation der EinwanderInnen in der Mehrheitsgesellschaft und hinterfragen damit die oftmals vorausgesetzte Linearität und den rationalen Charakter von theoretischen Eingliederungsmodellen.

Canan Korucu-Rieger betrachtet im *neunten Kapitel* den Stellenwert von Religiosität auf weibliche Bildungsverläufe innerhalb türkischstämmiger, muslimischer Familien in Deutschland. Theoretische Ausgangsbasis ist Bourdieus' Konzept des kulturellen Kapitals. Die Autorin führte biografische Interviews mit Müttern, Töchtern und Enkelinnen bei drei türkisch-muslimischen Familien. Sie

erörtert anhand des Fallbeispiels „Bayram“, wie sich weibliche Bildungsverläufe und gelebte religiöse Praktiken zueinander verhalten. Die Analysen zeichnen ein ambivalentes Bild bei der intergenerationalen Weitergabe des Projektes Bildungsaufstieg im Kontext der Migration. Bei der hier erörterten Familie Bayram nimmt die religiöse Lebensführung für alle drei Generationen einen wichtigen, wenn auch verschiedenen Stellenwert ein. In der ersten Generation wird im Moscheeverein die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben aufgeholt. Die Tochter erlangt einen Hochschulabschluss und schafft den innerfamiliären Bildungsaufstieg. Sie wendet sich im Vergleich zu ihrer Mutter etwas stärker zur Religion hin, die hier unter anderem auch zur Kompensation fehlender Anerkennung von Seiten der Einwanderungsgesellschaft dient. Bei der Enkelin der Familie Bayram nimmt Religion schließlich einen noch größeren Stellenwert ein. Die Religion ist sowohl Distinktionsmerkmal als auch Rückzugsort. Die Autorin Korucurieger zeigt auf, dass es sich um eine positive Wechselwirkung von Religiosität und Bildung handele; gleichzeitig verweist sie auch auf die Variationsbreite der Religionsverbundenheit von einzelnen Familienmitgliedern. Bei der Beantwortung der Frage, welchen Stellenwert die Religion in Bezug auf die weiblichen Bildungsverläufe einnimmt, kommt sie zu dem Schluss, dass diese beeinträchtigend oder auch zeitlich verzögert re-motivierend sein kann.

Der *zehnte Beitrag* von *Mathias Jung* beschließt den Band und knüpft an die Thematik des intergenerativen Wandels von Normen, Handlungsstrategien und Selbstdeutungen an. Der Wandel der intergenerativen Beziehungen wird anhand zweier Fallbeispiele untersucht, in denen die Interviews mittels der Methode der objektiven Hermeneutik analysiert werden. An den Erzählungen wird der Übergang zwischen kontrastierenden Beziehungstypen – dem „traditionalistischen“ Muster einerseits, dem „modernen“ andererseits – studiert. Das Besondere dieses Beitrages liegt darin, zu zeigen, auf welche subtile Weise sich die AkteurInnen, die aus „traditionalen“ Herkunftskulturen stammen, alternative Lebenswege erschlossen haben; wie es ihnen gelingt, durch Pragmatismus – „Geschmeidigkeit“ – auf der Ebene der gelebten Praxis die „positional“ zugeschriebenen Normen zu manipulieren und zu unterlaufen. Jung arbeitet detailliert heraus, wie in den restringierten Handlungsspielräumen positionaler Beziehungen Autonomie gewonnen werden kann, ohne dass aber der Bruch mit den Eltern und der Herkunftskultur riskiert werden muss. Theoretischer Ausgangspunkt ist bei Jung die Diskrepanz traditionaler Sozialbeziehungen zu den in den Aufnahmeländern dominierenden rollenförmigen und funktional diffusen Sozialbeziehungen, die durch die Handelnden gelöst werden muss. Damit greift Jung zugleich klassische soziologische Dichotomien (folgend Weber, Tönnies) zwischen traditionaler und moderner Ge-

sellschaft und Rollenmodellen (Parsons, Oevermann) auf und wendet sie als Interpretationsfolie seiner Analysen an. Die Dichotomien von Traditionalität und Moderne unterliegen heute durchaus kritischer Reflexion, nicht nur hinsichtlich „eurozentrischer“ Sichtweisen, sondern inwieweit sie überhaupt (noch) ein taugliches Analyseinstrument sind, um Gesellschaften aus historischer Perspektive und insbesondere unter den heute gegebenen Bedingungen globaler Verflechtungen (Märkte, Technologien, Mobilität etc.) zu erfassen. Migrationsprozesse tragen erheblich zu den heute konstatierten Formen hybrid werdender nationaler, ethnischer oder anderer „Gemeinschaftlichkeit“ bei. Was also die klassischen Typologien heute zur Gesellschaftsanalyse taugen, soll nun nicht Thema dieses Bandes sein. Jung zeigt bei der Anwendung dieser Begrifflichkeit, unter dem Aspekt der Sozialbeziehungen, wie „Hybriditäten und Kompromissbildungen“ erfolgen und wie, auch in Anlehnung an andere AutorInnen, sich Traditionen neu formieren und revolutionieren.

3. Ausblick

Die Beiträge in diesem Band behandeln jeweils spezielle Aspekte von intergenerationalen Transmissionsprozessen innerhalb von Familien mit Migrationshintergrund. Damit bieten sie in ihrer Gesamtheit wichtige Erkenntnisse, wann, wie und unter welchen Umständen Werte, Einstellungen, Sprache oder sozialer Status von der ersten Generation an die zweite (und in einigen Fällen sogar an die dritte) Generation weiter gegeben werden. Eine zusammenfassende Analyse der vorliegenden Befunde ist unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Themenbereiche, verschiedener ethnischer Gruppen und Untersuchungsländer sowie der Heterogenität in Hinblick auf die verwendeten Daten und Methoden nur bedingt sinnvoll. Trotzdem zeigen die Ergebnisse der einzelnen Beiträge einige entscheidende Erkenntnisse zur *Bedeutung familiärer Transmission im gesellschaftlichen Integrationsprozess*.

Im integrationssoziologischen Diskurs wird vermehrt die Frage aufgeworfen, ob und in wie fern die Migrationssituation und/oder der kulturelle Hintergrund der Eltern bei der Weitergabe von Werten, Einstellungen und ethnischen Zugehörigkeiten zu einem Spannungsfeld zwischen den Generationen innerhalb der Familien führt. Dieser Frage inhärent ist die theoretische Annahme eines graduellen Integrations- oder Assimilationsprozesses von einer Generation zur Nächsten. Dem gegenüber stehen aktuelle Studien, welche eine Stabilität von Werten und Einstellungen im Generationenverlauf aufzeigen. Die empirischen Beiträge dieses Buches liefern detaillierte Einsichten, Gründe und neue Erkenntnisse zu

diesen Tendenzen. Sie zeigen beispielsweise deutlich, dass der Wandel in Einstellungen zwischen der ersten und zweiten Generation in einigen Facetten deutlich schneller (und konfliktloser) abläuft als in anderen Bereichen. Während eine deutliche Abnahme an Werten und Verhaltensweise für die zweite Generation in einigen Teilbereichen zu verzeichnen ist, weisen andere Werte- und Einstellungsbereiche eine deutliche Stabilität der intergenerationalen Transmission auf. Die Ergebnisse von Weiss, Ateş und Schnell zur Situation der muslimischen zweiten Generation in Österreich belegen zusammen betrachtet beispielsweise, dass zwar die Bedeutsamkeit von Religiosität und religiösen Praktiken in der zweiten Generation tendenziell abnehmen, allerdings spezifische Inhalte der Religiosität auch dauerhaft tradiert werden. So erodieren einerseits religiös fundierte Normen des „richtigen Lebens“ stärker als die abstrakteren religionspezifischen Glaubenssätze. Andererseits sind die Präferenzen für gleichreligiöse Partnerschaften zwischen den Generationen deutlich stabiler, was auf eine besonders starke innerfamiliäre Transmission zurück zu führen ist. Diese Art von fragmentierten Befunden – Wandel und Kontinuität – steht konträr zu graduellen und linearen Annahmen von theoretischen Eingliederungsmodellen zur Integration von MigrantInnen im Generationenverlauf. Mit anderen Worten: Die Ergebnisse belegen, dass Stabilität und Wandel im Generationenverlauf sich nicht ausschließen und teilweise parallel verlaufen können. Unterstützung erhält diese Hypothese auch aus den Beiträgen von Geisen und Jung. Unter dem Aspekt der verstärkten Mobilität und transnationalen Familienbeziehungen ergibt sich, wie die Autoren in ihren Beiträgen betonen, eine Gleichzeitigkeit von Bewahrung und Veränderung, Kontinuität und Bruch in den Prozessen der intergenerationalen Transmission. Zudem wird etwa bei Apitzsch auch auf das Problem hingewiesen, dass das geläufige Verlaufsmodell implizit dazu führt, Integration in einer Dichotomie, Assimilation versus Re-Traditionalisierung, gelungen versus missglückt, zu bewerten ohne neue und hybride Formen zu erkennen, die sich in einem sich transnationalisierenden Europa bilden. Es wird gezeigt, dass in modernen Gesellschaften Traditionsbildung nicht nur Rückzug oder Rückkehr zu ethnischen Beziehungen bedeutet, sondern auch das Resultat von Aushandlungsprozessen ist, die sich aus der konkreten Alltagspraxis der Beteiligten konstituiert (z. B. hinsichtlich der Geschlechterbeziehungen).

Darüber hinaus liefert der Beitrag von Wyssmüller und Fibbi zur intergenerationalen Transmission von Sprache und die sich daraus ergebende Mehrsprachigkeit die Erkenntnis, dass eine Stabilität im Generationenverlauf nicht unbedingt als „Integrationshindernis“ wirken muss und die Nachfolgenerationen von einer stabilen Transmission profitieren können. Vor dem Hintergrund der

Sprachenvielfalt Europas und seiner sprachlich-ethnisch gemischten Regionen stellt sich schließlich die Frage der Übertragbarkeit des auf Sprachdominanz beruhenden US-Modells der Assimilation. Weiteres wird deutlich, wie ein geeigneter institutioneller Rahmen des Sprachunterrichts die (heute ideologisch oft überfrachtete) Frage der Sprachkompetenz von Kindern der zweiten Generation von MigrantInnen zu lösen imstande ist.

Abschließend zeigen einige der empirischen Studien, dass intergenerationale Transmissionsprozesse zum einen in unterschiedlichen Kontexten für verschiedene Herkunftsgruppen deutlich variieren (beispielsweise Hadjar et al.). Zum anderen kommt den institutionellen Rahmenbedingungen eine signifikante Rolle im Prozess der intergenerationalen Transmission zu, wie beispielsweise im Beitrag von Böhnke und Heizmann deutlich wird. Ob und in welchem Ausmaß Transmissionsprozesse durchlaufen werden, hängt von den spezifischen sozialstrukturellen Gegebenheiten der Zuwanderungsländer und den daraus resultierenden Integrationsverhältnissen ab.

Die Beiträge in diesem Buch haben nicht die Intention, das abstrakte Modell der in Stufen erfolgenden Adaptation im Generationenverlauf zu bestätigen oder zu widerlegen. Allerdings tragen die hier diskutierten Aspekte der Generationenbeziehungen dazu bei, manche theoretischen Annahmen zu überdenken und sie helfen zugleich, bisherige Unschärfe in einigen Facetten der intergenerationalen Integrationstheorie zu erhellen. Desweiteren formulieren die Studien dieses Bandes vor diesem Hintergrund auch neue, offene Fragen, die es in der Gegenwart zu stellen und zu beantworten gilt.

Literatur

- Alba, R., & Nee, V. (2003). *Remaking the American mainstream. Assimilation and contemporary immigration*. Cambridge M.A.: Harvard University Press.
- Alba, R., & Nee, V. (2004). Assimilation und Einwanderung in den USA. In K. J. Bade, & M. Bommes (Hrsg.), *Migration-Integration-Bildung. Grundfragen und Problembereiche*. IMIS-Beiträge Nr. 23. Osnabrück: IMIS.
- Crul, M., & Thomson, M. (2007). The Second Generation in Europe and the United States: How is the Transatlantic Debate Relevant for Further Research on the European Second Generation? *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 33 (7), 1025-1041.
- Esser, H. (2001). *Integration und ethnische Schichtung*. Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (Vol. 40). Mannheim: MZES.

- Esser, H. (2004). Does the “New” Immigration Require a “New” Theory of Intergenerational Integration? *International Migration Review*, 38 (3), 1126-1159.
- Fend, H. (2009). Was die Eltern ihren Kindern mitgeben-Generationen aus Sicht der Erziehungswissenschaft. In H. Künemund, & M. Szydlik (Hrsg.), *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven* (S. 81-103). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Foner, N. (2009). Introduction: Intergenerational relations in immigrant families. In N. Foner (Hrsg.), *Across generations: Immigrant families in America* (S. 1-20). New York: New York University Press.
- Gans, H. J. (1994). Symbolic ethnicity and symbolic religiosity: towards a comparison of ethnic and religious acculturation. *Ethnic and Racial Studies*, 17 (4), 577-592.
- Gordon, M. M. (1964). *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York: Oxford University Press.
- Lucassen, L. (2005). *The Immigrant Threat. The Integration of Old and New Migrants in Western Europe*. Urbana/ Chicago: University of Illinois Press.
- Park, R. E. (1928). Human migration and the marginal man. *American Journal of Sociology*, 33 (6), 881-893.
- Portes, A. (1997). Immigration theory for a new century: Some problems and opportunities. *International Migration Review*, 31 (4), 799-825.
- Schwartz, S. H. (1992). Universals in the content and structure of values: Theoretical advances and empirical tests in 20 countries. In M. P. Zanna (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 25, S. 1-65). New York: Academic Press.

I

Sprache, Werte, Religion: Ethnische Identitäten im Mainstream

Eine Sprache und ein Pass als Erbe: Mehrsprachigkeit bei Enkelkindern von ImmigrantInnen in der Schweiz

Chantal Wyssmüller/Rosita Fibbi

1. Einleitung

Sprechen die Enkel der italienischen und spanischen ArbeitsmigrantInnen, die in den 1950er und 1960er Jahren in die Schweiz eingewandert sind, die Sprache ihrer Großeltern (noch)? Hatten bzw. haben die Eltern und Großeltern dieser Jugendlichen den Wunsch, ihre Herkunftssprache¹ an die Kinder der dritten Generation weiterzugeben, und welche Strategien verfolg(t)en sie zu diesem Zweck? Welche praktische und identitäre Bedeutung hat diese (Familien-)Sprache hier und jetzt für die Jugendlichen der dritten Generation? Diesen Fragen sind wir in einer Studie über eingewanderte Familien in der Schweiz nachgegangen.²

In der amerikanischen wissenschaftlichen Literatur werden Sprachgebrauch und Mehrsprachigkeit im Migrationskontext meist unter dem Gesichtspunkt des Übergangs hin zum (ausschließlichen) Gebrauch der englischen Lokalsprache durch die Eingewanderten innerhalb von drei Generationen beschrieben (Fishmann 1972, 1980). Diese Sichtweise zeugt von einer binären Logik, die zwei- oder gemischt-sprachigen Realitäten wenig Platz zugesteht. Gerade solche gemischt-sprachige Kontexte sind im heutigen Europa aber eine Realität; zum Teil bestehen sie seit langem, zum Teil haben sie durch Migration an Bedeutung gewonnen. Ohne die Gültigkeit von Fishmans Modell im untersuchten US-Kontext bestreiten zu wollen, kann man sich also fragen, inwieweit es der Realität hier und jetzt, im vielsprachigen Europa bzw. insbesondere im mehrsprachigen Kontext der Schweiz, gerecht wird. Sprachliche (Nicht-)Assimilation vollzieht sich immer in einem spe-

1 Mit *Herkunftssprache* bezeichnen wir die Standard- und regionalen Varietäten der Nationalsprachen in den Herkunftsländern der Großeltern, also des Italienischen und des Spanischen. Die Sprache der Umgebung, in der die befragten Familien leben (Deutsch oder Französisch), wird demgegenüber mit *Lokalsprache* bezeichnet.

2 Projekt *Intergenerationeller Spracherhalt im Migrationskontext und Sprachengebrauch von Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz* (Dr. Rosita Fibbi und Prof. Marinette Matthey, unter Mitarbeit von Cristina Bonsignori, Maud Merle und Chantal Wyssmüller), unterstützt vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms NFP 56 *Sprachenvielfalt und Sprachkompetenz in der Schweiz*.

zifischen linguistischen, historischen und geographischen Kontext. Die Bedeutung dieser kontextuellen Dimension scheint bisher in der Literatur mehrheitlich vernachlässigt worden zu sein. Unserer Studie liegt die Hypothese zugrunde, dass sich die europäischen Gegebenheiten deutlich von der Situation in Nordamerika unterscheiden, und dass der europäische Kontext – indem der Mehrsprachigkeit generell mehr Anerkennung zukommt und gemischtsprachigen Situationen mehr Platz eingeräumt wird – sich letztlich auch positiv auf den intergenerationellen Spracherhalt im Migrationskontext auswirkt.

Dabei bleibt unbestritten, dass die Lokalsprache im Sprachgebrauch von ImmigrantInnen und ihren Nachkommen längerfristig zur klar dominierenden Sprache wird. Es gilt vielmehr zu beobachten und genauer zu verstehen, ob und unter welchen Bedingungen der Gebrauch der Lokalsprache mit dem Erhalt der Herkunftssprache (innerhalb oder außerhalb des familiären Umfelds) einhergeht.

Die Sprachvermittlungsabsichten ihrer Eltern und Großeltern wie auch die Resonanz, die diese Intentionen bei den Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz finden, dürften, so argumentieren wir, wesentlich dadurch beeinflusst sein, dass eine funktionale Mehrsprachigkeit im heutigen Europa unter mehreren Gesichtspunkten durchaus wünschenswert und nahe liegend erscheint. Zunächst gibt es praktische und affektive Gründe für die Aufrechterhaltung innerfamiliärer Mehrsprachigkeit. Des Weiteren dürften auch Aspekte des außerfamiliären Kontextes eine Rolle spielen. Hinzu kommt, dass in einer durch Kommunikation und Mobilität mehr und mehr vernetzten Welt die Dominanz einer Sprache immer weniger als „normales“ Leitbild gesehen wird. Die hier kurz erläuterten Prämissen haben wir im Rahmen unseres Forschungsprojekts der Realität italienischer und spanischer ImmigrantInnen der ersten Generation und ihren Kindern und EnkelInnen gegenübergestellt, um Hinweise darauf zu erhalten, inwiefern sie heute in der Schweiz Gültigkeit haben.³ Wir wollten konkret Aufschluss darüber erhalten, welche Bedeutung in den einzelnen Familien der Weitervermittlung der Herkunftssprache beigemessen wird. Unser Forschungsinteresse galt zum einen den Intentionen, Strategien und Modalitäten der Sprachvermittlung und Identitätsreproduktion, welche ImmigrantInnen der ersten Generation und die zweite Generation in Bezug auf ihre Nachkommen, die Angehörigen der dritten Generation, entwickeln und umsetzen. Auf welche Art und Weise erfolgt die Weitergabe an die dritte Generation und wie wird sie begründet? Zum an-

3 Der Schweizer Kontext eignet sich für die Untersuchung dieser sprachlichen Dynamiken besonders gut: Einerseits wegen der historischen Mehrsprachigkeit des Landes, andererseits aufgrund der Tatsache, dass die Schweiz seit Jahrzehnten von Immigration geprägt ist und mittlerweile mehrere Generationen von Nachkommen (insbesondere italienischer und spanischer) ImmigrantInnen hier leben.

deren wollten wir den Sprachgebrauch von Jugendlichen der dritten Generation näher betrachten und in diesem Zusammenhang aufzeigen, ob, und wenn ja inwiefern, die Beherrschung und der Gebrauch der Herkunftssprache im identitären Prozess eine Rolle spielen.

2. Forschungsstand, Hypothesen und Methodik

2.1 Forschungsstand und Hypothesen

Zahlreiche Forschungsarbeiten weisen darauf hin, dass die Vitalität von Immigrations Sprachen im Allgemeinen mit jeder Generation von Nachkommen abnimmt (Alba 2004; Jacqueline Billiez 1985; Cavallaro 2005; Esser 2006; Franceschini et al. 1984; Milza 1995; Moretti and Antonini 2000; Yagmur et al. 1999).

Der Hauptgrund dafür liegt darin, dass zahlreiche Faktoren, welche die Mehrheitsprache/Umgebungssprache favorisieren und stärken, wirksam sind. Diese unbestrittene Tatsache schließt aber das Fortbestehen funktionaler Zweisprachigkeit über die zweite Generation hinaus nicht *a priori* aus. Ein spezifischer Kontext oder geeignete Strategien und Maßnahmen können das „Überleben“ einer Immigrationsprache durch die Präsenz eines funktionalen Bilingualismus auch in späteren Generationen begünstigen und unterstützen (Reich and Roth 2002; Stösslein 2005).

Die soziolinguistische Forschung hat zahlreiche Faktoren mit Einfluss auf den Prozess der Sprachverschiebung identifiziert und untersucht. Folgende Faktoren spielen eine Rolle: die räumliche Konzentration von SprecherInnen der Immigrationsprache und ob eine lokale Gruppe durch kontinuierlichen Zuzug weiterer SprecherInnen immer neu „genährt“ wird, die sprachliche „Durchmischung“ der Gruppe durch heteroglotte Ehen, die Existenz und Intensität transnationaler Beziehungen mit dem Herkunftsland, die Dauer des Aufenthalts im Einwanderungsland, die am Arbeitsplatz verwendete Sprache, das Prestige der Immigrationsprache in der Einwanderungsgesellschaft, der Grad der sozioökonomischen Mobilität der Familie, u. a. m. Diese Faktoren spielen in den jeweiligen individuellen und familiären Kontexten und Konstellationen in je eigener Weise zusammen (Alba et al. 2002; Casesnoves Ferrer 2002; Deprez 1994; Zouali 1997).

Unserer Studie liegt die Hypothese zugrunde, dass der europäische Kontext den intergenerationellen Spracherhalt im Migrationskontext stärker begünstigt als der nordamerikanische. Die historische Tiefe der europäischen Einwanderung in Nordamerika ermöglichte es der soziolinguistischen Forschung seit längerer Zeit, das Phänomen der Sprachverschiebung in diesem Immigrationskontext zu beob-

achten. Der Soziolinguist Joshua A. Fishman hat in den 1970er Jahren aufgrund seiner Studien in Einwanderungsgruppen europäischer Herkunft das *three-generation-model of language assimilation* geprägt (Fishman et al. 1966; Fishman 1972, 1980). Dabei wurde der Bilingualismus der zweiten Generation als zeitlich beschränktes und relativ unbedeutendes Phänomen zwischen einer monolingualen Ausgangs- (erste Generation) und Endsituation (dritte Generation) dargestellt. Das Drei-Generationen-Modell der sprachlichen Assimilation wird bis heute in verschiedenen Studien immer wieder grundsätzlich bestätigt (Stevens (1992), Alba et al. (2003; 2002)).

Während Nordamerika bis heute stark vom englischen Monolingualismus geprägt ist, sind Europa und insbesondere die Schweiz seit jeher durch sprachliche Vielfalt charakterisiert. Diese wird heute nicht nur anerkannt, sondern in breiten Kreisen auch speziell gefördert. Der Europarat und die Europäische Union haben sich stark für die Anerkennung von Sprachenpluralismus innerhalb nationalstaatlicher Räume eingesetzt (z. B. durch das Europäische Sprachenportfolio (Schärer 2000), oder durch den Ansatz der *language awareness* zur Förderung von sprachlicher und kultureller Vielfalt im Schulbereich (Candelier 2003)). Die Tatsache, dass das heutige Europa stark von (interner) Migration und Mobilität geprägt ist, dürfte außerdem die Vitalität mehrsprachiger Kontexte insofern befördern, als Transnationalismus eine zunehmend verbreitete Realität darstellt. Der Begriff Transnationalismus verweist darauf, dass wirtschaftliche Tätigkeiten, familiäre und soziale Netzwerke, kulturelle Identitäten oder symbolische Zugehörigkeitsgefühle Menschen über nationale Grenzen hinweg verbinden. Auf der Grundlage dieser Verbundenheitsgefühle bringen MigrantInnen und deren Nachkommen Aspekte ihres „Herkunftskontextes“ (die dabei nicht unbedingt der Realität entsprechen müssen, sondern – gerade bei den Nachkommen-Generationen – zum Teil auch mythisch erhöht werden) mit ihrem Lebenskontext im Immigrationsland in Zusammenhang und entwickeln oft auch mehrfache Zugehörigkeitsgefühle (Portes 1997; Glick Schiller et al. 1992). Die Häufigkeit transnationaler Austauschbeziehungen materieller wie auch symbolischer Art zwischen unterschiedlichen Sprachräumen im heutigen Europa dürfte der Aufrechterhaltung und fließenden Verwendung der Herkunftssprache auch für ImmigrantInnen ohne Rückkehrabsichten und deren im Aufnahmeland aufgewachsene Nachkommen eine gewisse Relevanz und Aktualitätsbezogenheit verleihen. Dies wird durch die im Vergleich zum nordamerikanischen Kontext geringeren Entfernungen zwischen Herkunfts- und Immigrationsland sowie durch den legalen Rahmen der Personenfreizügigkeit begünstigt. All dies spricht für die Gültigkeit unserer Hypothese, dass Europa und insbesondere die Schweiz einen fruchtbareren Boden für mehrsprachige

Realitäten bietet als Nordamerika. Allerdings wird das *three generation model of language assimilation* auch im nordamerikanischen Kontext ansatzweise in Frage gestellt (Stösslein 2005; Alba et al. 2002)).

2.2 Methodik

Unsere Studie stützt sich auf Ansätze und Methoden qualitativer Sozialforschung. Das Datenerhebungsdispositiv setzte sich aus den folgenden drei Elementen zusammen:

- Fokusgruppengespräche mit Lehrpersonen des Unterrichts in heimatlicher Sprache und Kultur „Italinienisch“ und „Spanisch“ (fortan: HSK) in Basel und in Genf;
- halbstrukturierte, „problemzentrierte“ (Witzel 2000) Interviews wurden in 32 Familien mit italienischer und spanischer Herkunft mit je einem/einer Angehörigen der ersten, zweiten und dritten Generation geführt (insgesamt 96 Interviews)⁴;
- standardisierter Kurzfragebogen am Ende der Interviews.

Die Interviews waren darauf ausgerichtet, Informationen zu folgenden Themenfeldern zu generieren: Sprachbiographie und aktueller Sprachgebrauch der Befragten, Weitergabe der Herkunftssprache in der Familie sowie Einstellung gegenüber Sprachen und Mehrsprachigkeit. Bei den Jugendlichen (Enkelkindern) wurden zudem (nationale) Zugehörigkeitsgefühle thematisiert. Die Interviews wurden von zweisprachigen Interviewerinnen (Lokal- und Herkunftssprache) geführt.

Das realisierte Sample der dritten Generation umfasst insgesamt 19 weibliche und 13 männliche Jugendliche zwischen 8 und 21 Jahren (wobei der Großteil zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 11 und 16 Jahre alt war). Zwanzig Jugendliche haben Großeltern italienischer und weitere zwölf spanischer Herkunft. Sie wohnten zum Zeitpunkt des Interviews mit ihren Familien in den Agglomerationen Basel (15) und Genf (17) (vgl. Tabelle 1)

4 Das qualitative Sample zielt darauf ab, eine möglichst grosse Variationsbreite zu umfassen (*purposive sampling* (Flick 2005)). Das Profil der befragten Personen ist:

1. *Generation (G1, Großeltern)*: Beide Partner sind italienischer oder spanischer Herkunft und in den 1950er/60er Jahren in die Schweiz eingewandert. Sie haben mindestens eine Tochter/einen Sohn, die/der (grösstenteils) in der Schweiz aufgewachsen ist, und heute selber mindestens ein Kind im Alter von 12-18 Jahren hat und in der Region Genf oder Basel wohnt. Die Großeltern haben ihren Wohnsitz ebenfalls vorzugsweise in Genf oder Basel.

2. *Generation (G2, Eltern)*: Mindestens ein Elternteil ist Tochter/Sohn von ImmigrantInnen, ist also in der Schweiz aufgewachsen. Die Staatsbürgerschaft(en) spielen keine Rolle.

3. *Generation (G3, Jugendliche)*: Kind/Enkelkind von Befragten mit oben beschriebenen Profilen, 12-18-jährig.